

Die Neue Zeit

Wochenschrift der Deutschen Sozialdemokratie

2. Band Nr. 11

Ausgegeben am 9. Juni 1922

40. Jahrgang

Nachdruck der Artikel nur mit Quellenangabe gestattet

Kronprätendenten-Politik

Von Heinrich Cunow

Der Weltkrieg mit seinen Folgen hat uns in Deutschland eine neue Gattung von Schriftstellern beschert: fürstliche, staatsmännische und generalstäbliche Memoirenschreiber, die nicht nur durch schöne Versicherungen zu beweisen suchen, wie edel vom deutschen Volke, selbst von seinen sogenannten unteren Schichten, sie stets gedacht haben, sondern auch, daß der Krieg unzweifelhaft ganz anders verlaufen wäre, wenn ihre Absichten, Pläne und Anregungen größere Beachtung gefunden und nicht irgendwelche andere ihre klugen Zirkel gestört hätten.

Unter diese Memoirenschreiber, deren Zahl sich noch immer mehrt, ist auch der frühere Kronprinz Wilhelm von Preußen¹ gegangen; nur darf man bei ihm, wie bei so manchen anderen seiner jüngsten Fachgenossen auf dem Gebiet der Memoirenfabrikation, das Wort Memoirenschreiber nicht zu wörtlich nehmen. Diese über Nacht zu Schriftstellern gewordenen vornehmen Herren fühlen sich begreiflicherweise noch etwas unsicher in dem von ihnen neu ergriffenen Beruf und befürchten daher, daß sie vielleicht nicht den richtigen stilistischen Ausdruck für die Tiefe ihrer Gedanken finden könnten — sie holen sich daher Mitarbeiter, sogenannte literarische Kulis, heran, die das eigentliche Schreiben der Memoiren übernehmen. Sie selbst beschränken sich in weiser Zurückhaltung darauf, diesen Kulis lediglich anzugeben, was sie vor und während dem Kriege gedacht haben oder gedacht haben wollen, und ihnen die ihrem Zweck entsprechenden Aufzeichnungen, Tagebuchblätter, Briefe usw. auszuliefern. Aus solchen Fragmenten dann je nach Wunsch einen Beweis der politischen oder militärisch-strategischen Befähigung seines Auftraggebers, ein Heldengemälde oder einen sentimentalen Appell an kleinbürgerliche Tränendrüsen zu machen, bleibt der Geschicklichkeit des Herrn Kuli überlassen.

Der frühere Kronprinz Wilhelm hat sich zur Abfassung und dekorativen Ausgestaltung seiner seit langem angekündigten und kürzlich im J. G. Cotta'schen Verlag erschienenen »Erinnerungen« Herrn Karl Rosner erwählt, bekannt durch seine romantisch-gefühlvolle Kriegsberichterstattung, seine Schriften »Vor dem Drahtverhau«, »Mit der Armee v. Falkenhayn gegen die Rumänen«, »Vor der Siegfriedstellung« usw., besonders aber durch sein in Zehntausenden von Exemplaren verbreitetes, ebenfalls im Cotta'schen Verlag erschienenen Buch »Der König. Weg und Ende«. Da die kronprinzlichen »Erinnerungen« zur politischen Stimmungsmache be-

¹ Karl Rosner, Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm. Aus den Aufzeichnungen, Dokumenten, Tagebüchern und Gesprächen herausgegeben. Stuttgart und Berlin 1922, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. 347 Seiten. Preis gebunden 90 Mark.

sämmtlich sind und zur Empfehlung des ehemaligen Kronprinzen als künftigen Kronpräsidenten dienen sollen, zweifellos eine zweckmäßige Wahl. Karl Rosner ist nicht nur ein guter Stilist (wenn auch nach meinem persönlichen Geschmack dem Familienblattstil etwas reichlich zugetan), er versteht sich auch darauf, nicht allzu kritischen, ihrem inneren Impuls folgenden Lesern das »Herz zu rühren«, gemütvoll und flüssig zu schreiben, ohne langweilig zu werden, sich der politischen Gedankenwelt der kleinbürgerlichen Kreise anzupassen und gewisse journalistische Kunstgriffe mit Geschick anzuwenden.

Gleich der Anfang des Buches liefert für dieses Geschick ein Beispiel. Nach einem Bilde, das den Kronprinzen als tief nachdenkenden Mann darstellt, folgt im Faksimile ein allerlei historische Aufschlüsse verheißender Brief des Kronprinzen, ein kurz gehaltenes Vorwort Rosners über seine Herausgeberfähigkeit und — darauf eine poetische Schilderung, wie der frühere Kronprinz, nachdem er von einem Spaziergang auf stillen, leeren Wegen zwischen den windgelegten aufgeweichten Weideplätzen der Insel Wieringen in seine stille Pastorie heimkehrt, sehnsüchtig zu den Leuchtfuern von Den Dever und Texel hinüberblickt, zu den ewig funkelnden Sternen, »den gleichen, die auch über Deutschland stehen«, aufschaut und dann in seinem kleinen Zimmer bei der qualmenden Petroleumlampe stille Betrachtungen über sein Schicksal anstellt, bis er schließlich aus innerem Drang zur Feder greift, um »Erinnerungen an Versunkenes« niederzuschreiben und »sich selbst Rechenschaft über eigenes Tun, Wollen, Unterlassen« zu geben.

Ein recht geschickt entworfenes Stimmungsbild. Und mit derartigen poetischen Schilderungen operiert Herr Rosner (oder der Kronprinz?) vielfach. Immer wieder werden die Erörterungen neuer politischer oder militärischer Fragen durch derartige Natur- und Stimmungsschilderungen von der kleinen diluvialen Sandinsel am Eingang der Zuidersee eingeleitet; doch keineswegs in einförmiger Weise, sondern in mannigfacher Abwechslung, das heißt unterbrochen von Rückblicken auf vergangene frohere Zeiten; Erinnerungen an Besuche von früheren Kameraden sowie von Frau und Kindern — selbst an Entlehnungen bei Heinrich Heine fehlt es nicht. Auch an sonstigen journalistischen Tricks ist kein Mangel. Das Buch bietet keineswegs eine langweilige Aneinanderreihung von Betrachtungen, Bezichtigungen und Selbstentschuldigungen; es lieft sich wie eine interessante Selbstbiographie. Mehrfach wird, wenn ein Weiterspinnen des Fadens ermüden könnte, dieser fallengelassen und an anderer Stelle wieder aufgenommen, oder es wird die Erörterung von politischen Streitfragen durch Einstreuung kleiner historischer Reminiszenzen wirksam gesteigert.

Was von dieser geschickten Mache auf Konto des ehemaligen preussischen Kronprinzen, was auf das Konto des Herrn Rosner kommt, läßt sich schwer feststellen, denn eine Trennung zwischen den Manuskripten des Kronprinzen und den »gelegentlichen Zusätzen« des Herrn Rosner ist, wie letzterer sagt, »mit Hinblick auf die Flüssigkeit des Ganzen vermieden worden«. Der Hauptanteil an der Fassung und der stilistischen Ausschmückung der einzelnen Abschnitte dürfte Herrn Rosner zugefallen sein. Dagegen ist kaum anzunehmen, daß er auch für den Inhalt der verschiedenen Ausführungen des Kronprinzen über die preussische Regierungsform, die englische Verfassung, die Bedeutung des Parlamenta-

rismus, die Diplomatie des Deutschen Auswärtigen Amtes usw. verantwortlich ist; denn bisher hat er weder ein sicheres Urteil über die auswärtige Reichspolitik noch über die verschiedenen deutschen Parteiströmungen und -anschauungen bewiesen. Hier scheinen noch andere politische Personen als Berater und Refuscheure der kronprinzlichen Gedanken fungieren zu haben.

Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die vom Kronprinzen als geistiges Eigenprodukt vorgebrachten Anschauungen auf einer Höhe der Einsicht in das politische Getriebe ständen, die man Herrn Kosner durchaus nicht zufragen könne. Im Gegenteil, der Demokratismus des früheren Kronprinzen, von dem jüngst in einigen Blättern viel Aufhebens gemacht wurde, stellt sich bei näherem Zusehen als der bekannte schwachprozentige »Kronprinzenliberalismus« heraus und steht ungefähr auf derselben Stufe wie der englische Business-Liberalismus Kaiser Friedrichs III. Zudem stehen die einzelnen liberalen Ansichten des Kronprinzen in keinem inneren Zusammenhang miteinander, sondern zum Teil sogar in einem direkten Gegensatz zueinander; und nirgends hat man nach der Art, wie sie vorgebracht sind und in den Text des Buches eingeflochten werden, den Eindruck, daß sie Bestandteile einer gefestigten Weltanschauung sind und einem harten Ringen des Kronprinzen mit den ihm in der Jugend eingetrichterten politischen Grundsätzen und Traditionen der preussischen Hofregierungskunst entsprungen, also etwas Selbstgefundenes und Selbsterarbeitetes sind. Sie erscheinen vielmehr ihrer Form nach als Anlehnungen, in gewissem Sinne kann man sagen als Konzessionen an den Liberalismus eines kleinbürgerlichen Freisinns. Aber trotz der schwächlichen, im ganzen amphibischen Natur dieses Kronprinzenliberalismus verrät doch die biedermännisch-freimütige Art und Weise, wie der Kronprinz sich zu ihm bekennt, daß ein Politiker an den »Erinnerungen« mitgewirkt oder wenigstens auf sie einen Einfluß gehabt hat, der den Liberalismus der deutschen kleinbürgerlichen Erwerbsschichten, besonders gewisser Intellektuellenkreise, genau kennt und weiß, durch welche Rasonnements man sich dort das Ansehen eines liberalen, billig denken Fürsten erwirbt.

Worin besteht denn der angefaunte Demokratismus des »Verbannten von Wieringen«? Im wesentlichen darin, daß er die englische parlamentarische Regierungsform für die beste erklärt, in Eduard VII. von England den modernsten und liberalsten Fürsten seiner Zeit sieht, sich als Freund einer politischen Verständigung mit England bekennt, die während der letzten Jahrzehnte in Elsaß-Lothringen und Polen gefriebene Politik einerseits zu nachgiebig, andererseits zu rücksichtslos findet, über das Hofzeremoniell räsoniert und die Abhängigkeit der deutschen Auslandspolitik von der Wiener Ballplatzpolitik bedauert — Ansichten, wie wir sie fast täglich in liberalen Blättern lesen. Ein tieferes Eindringen in die politischen Fragen der letzten Jahrzehnte, eine selbständige Kausalbetrachtung der Vorkriegsereignisse in ihrem historischen Zusammenhang sucht man in den »Erinnerungen« vergebens. So sieht denn auch Kronprinz Wilhelm nicht, in welchem Maße der überwuchernde Militarismus an dem unglücklichen Ausgang des Krieges die Schuld trägt — nicht die Soldaten- und Paradespielerei an sich, sondern das Werden des Militärs aus einem Instrument der Regierungspolitik zu einem die Richtung der inneren wie äußeren Politik be-

herrschenden Faktor im Staate und damit die Stabilisierung eines unverantwortlichen politischen Regiments der Generale neben der zivilen Regierungsgewalt, also die Stellung der Staatsleitung unter den Einfluß militärischer Eliten, die, befangen in altpreussischen, halbfeudalen Überlieferungen, die Weltwirtschaftsgestaltung und ihre Anforderungen meist nicht verstanden und allein in einem streng disziplinierten Heer die Bürgerschaft staatlischer Machtgeltung erblickten.

Deshalb sieht denn auch der Kronprinz nicht, wie die Übernahme der politischen Staatsgewalt durch die Oberste Heeresleitung während des Krieges und ihre Ablehnung aller auswärtigen Friedensvermittlungsversuche lediglich eine Folge der Nebenregierungsstellung war, die schon lange vor dem Kriege die Generalseliten erlangt hatten. Er verteidigt die fortwährenden Eingriffe der Obersten Heeresleitung in die Staatspolitik mit der politischen Untätigkeit der Staatsregierung, vor allem der schwächlichen Unschlüssigkeit Bethmann Hollwegs. Die Minderwertigkeit dieses halbliberalen Bürokraten im Vergleich zu der rücksichtslosen Energie eines Lloyd George und Clemenceau kann meiner Meinung nach nicht bestritten werden; aber nehmen wir an, Bethmann Hollweg oder irgendein anderer Reichskanzler hätte tatsächlich versucht, seine Auffassung der inner- und außenpolitischen Lage gegen die Generale durchzusetzen — der Erfolg wäre ein offener Konflikt gewesen, in dem unzweifelhaft der Kanzler dem Gebot der Obersten Heeresleitung hätte weichen müssen. Wohl vermochte in England ein Lloyd George das Heer als Instrument seiner Politik fest in der Hand zu behalten und, gestützt auf Englands parlamentarische Institutionen und Regierungsanschauungen, die Auffassung der Douglas Haig, Robertson usw. niederzuzwingen; in Deutschland war das infolge der Machtstellung der Heerführer und des mit ihren Persönlichkeiten vom großen urteilsunfähigen Publikum getriebenen Heroenkults völlig unmöglich, mochte Kanzler sein, wer wollte.

Der Kronprinz sieht, obgleich er verschiedentlich die englischen Institutionen lobt, diesen großen Unterschied zwischen dem englischen und deutschen politischen Leben gar nicht, wie er denn auch eigentliche Fehler der deutschen Kriegsführung nicht anerkennt. Nur der befohlene Rückzug der deutschen Armee nach der Schlacht an der Marne gilt ihm als ein durch die Unfähigkeit des Generals v. Moltke, des Chefs des Generalstabs, und der Kopflosigkeit des Oberstleutnants Hentsch verschuldeter strategischer Fehler. Dagegen verteidigt er sogar die Fortsetzung der Kämpfe um Verdun, nachdem diese durch das Mißlingen der Überraschung des Feindes und durch die von seiten der französischen Heeresleitung ergriffenen Gegenmaßnahmen bereits zwecklos geworden war.

Daß ein derartiger militärisch injizierter maßliberaler Geist auch die Entwicklung und die Charaktereigenheit der deutschen Sozialdemokratie sowie ihre durch die deutsche Staatengeschichte bedingte Einstellung zur militarisierten Staatsmacht, überhaupt den ganzen Komplex der sozialpolitischen Probleme nicht begreift, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung »Die soziale Frage« zusammenfaßt, ist schlechtthin selbstverständlich. Wohl erkennt der Kronprinz eine gewisse beschränkte Berechtigung der wirtschaftlichen Bestrebungen der deutschen Arbeiterschaft an; aber wie seine politischen Freunde, besonders Herr v. Oldenburg-Januschau, erblickt auch er in der

Sozialdemokratie weit mehr ein Objekt als ein Subjekt der Staatsgesetzgebung. Wiederholt tritt in seinen »Erinnerungen« die Klage hervor, daß der sozialistischen Arbeiterbewegung nicht schon lange vor dem Krieg, in den ersten Regierungsjahren seines Vaters, energischer entgegengetreten und ihr ferner während des Krieges viel zuviel Spielraum zur Betätigung ihrer defakistischen, die Kriegsstimmung an der Front schwächenden Neigungen gelassen worden sei.

Wie der Kronprinz im Grunde genommen über die Sozialdemokratie denkt, zeigen am besten folgende an die Adresse Bethmann Hollwegs gerichteten Vorwürfe (S. 103):

Die Sozialdemokratie als Vertreterin großer Teile der von Parteiorganisationen straff zusammengefaßten Arbeiterschaft mußte, soweit ihre politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen sich irgend in das auf Grund seines geschichtlichen Bestandes weiter zu entwickelnde Staatswesen einordnen ließen, unbedingt und ohne Verkennung oder droffelnde Beschränkung des Möglichen berücksichtigt werden — aber die Regierung brauchte und durfte sich trotzdem von ihr nicht in allen Unternehmungen treiben und drängen lassen. In dem ideologischen Bestreben, die Sozialdemokratie von dem Boden der Negation zur positiven Mitarbeit heranzuziehen, und in Verkennung des Umstandes, daß die Sozialdemokratie jener Jahre an ein Aufgeben ihrer Oppositionspolitik im Rahmen der damals bestehenden Verfassung aus rein taktischen Gründen nicht herangehen wollte, hat die Bethmannsche Regierung sich von der außerordentlich geschickt geführten, innerlich gut disziplinierten Partei über Bedarf ausnützen und schwächen lassen. Auf die übrigen Parteien wurde nur wenig Rücksicht genommen. Ganz hinweggegangen wurde dabei über die Tatsache, daß in dem damaligen Deutschland doch ohnehin schon die soziale Gesetzgebung und Arbeiterfürsorge in ihrem humanen und fortschrittlichen Geiste turmhoch über allen Maßnahmen dieser Art in anderen Ländern stand und daß dieses große Werk unter eifrigster Förderung durch den Kaiser entstanden war.

Besonders hat der Kronprinz in seiner Eigenschaft als Kronpräsident — vielleicht veranlaßt durch seine politischen Ratgeber — darauf gesehen, daß der Unterschied seiner liberalen Anschauungen und seiner bürgerlichen Schlichtheit gegenüber den von seinem Vater vertretenen Regierungsmaximen in seinen »Erinnerungen« deutlich hervortritt. Außert er sich auch nicht gerade despektierlich über seinen Vater und lobt er immer wieder dessen Edelmut und gute Absichten, so übt er doch stellenweise an dessen Leistungen und staatsmännischen Fähigkeiten eine scharfe Kritik. Die Ahnungslosigkeit, mit der Wilhelm II. dem Treiben seiner Freunde und seiner hässlichen Umgebung zusah, die Leichfertigkeit, mit der er sich in seiner Meinung durch gewandte Zuträger umstimmen ließ, sein Sinn für repräsentative Galavorstellung, die temperamentvolle, hemmungslöse Offenheit, mit der er öffentlich seine innersten Gedanken aussprach, die Überschätzung seiner eigenen persönlichen Wirkung, sein Mangel an Augenmaß in der Beurteilung seiner eigenen Fähigkeiten wie auch seine Redesucht und sein Besserwissenwollen, das oft die zum Vortrag erschienenen Minister kaum zu Worte kommen ließ, werden offen gerügt und getadelt. Doch auch in diesen Kritiken des Kronprinzen fällt immer wieder auf, daß er sich gar keine Mühe macht, in die komplizierte Natur seines Vaters einzubringen, sondern an Außerlichkeiten hängen bleibt. So fehlt beispielsweise völlig die Erkenntnis, daß die Vorliebe für Galavorstellungen

aller Art, die Sucht, öffentlich nicht nur als gottbegnadeter Monarch, sondern auch als glänzender Redner, Dichter und Künstler hervorzutreten, die Voreingenommenheit für eine wortgewaltige Prestigepolitik — ihre Wurzel in dem alten militärisch-preussischen Selbstherrlichkeitsgefühl und der preussischen Paradeherkunft haben.

Auf Politiker, die ihre politischen Anschauungen nicht durch bloßes flüchtiges Zeitungslernen erworben, sondern sich selbst erarbeitet haben, wird deshalb auch der Liberalismus oder, wenn man will, Demokratisismus des Kronprinzen schwerlich großen Eindruck machen, denn dieser Kronprinzenliberalismus verrät allzusehr den Charakter des Angelernten und aus Opportunitätsgründen Angenommenen. Er zeigt in seiner Unausgeglichenheit deutlich, daß der Kronprinz trotz seiner vierzig Jahre und trotz des schweren Schicksalschlags, der ihn getroffen hat, doch als Politiker erst ein halbfertiger Mensch ist. Aber für jene Masse, die eine ähnliche gutgemeinte, man möchte fast sagen »hausbackene Freisinnigkeit« in ihrem Herzen hegt, sind die »Erinnerungen« des Kronprinzen in ihrer stilistischen Aufmachung, ihrer jovialen Offenheit und ihrer geschickten Spekulation auf die tief im deutschen Volksgemüt wurzelnde sentimentalischen Regungen eine wirkliche Gefahr. Der ehrfame Bürger findet in dem Buche wieder, was er selbst schon oft gedacht hat, und er sieht politische Eigenheiten des vergangenen wilhelminischen Regiments freimütig gefadelt, über die er selbst oft die Faust in der Tasche geballt hat — und das vom eigenen Sohne Wilhelm II. Folglich muß doch dieser Sohn ein ganz anderer Kerl als sein Vater sein! Daß das Buch nur in diesem literarisch-feuilletonistischen Aufpuß erscheint, um Stimmung für die Kronprätendentenansprüche des letzten Kronprinzen zu machen, dürften im ganzen nur wenige Leser dieser Schichten verstehen.

Gründliche Verwaltungsreform

Von Franz Laufhütter

Wer eine Revolution persönlich erlebt und ihre praktische Auswirkung mit offenen Augen verfolgt hat, verliert den Glauben an die Wunderkraft einer Revolution, falls er diesen Glauben überhaupt besitzen hat. Er erkennt, daß eine Revolution nur negativ wirken kann, insofern sie die Hindernisse hinwegräumt, die sich der Entwicklung entgegenstellten, indem sie die Widerstände bricht und dem Neuen die Bahn frei macht. Eigentliche positive Arbeit vermag sie nicht zu leisten, das muß sie der sogenannten Evolution, der allmählichen Umgestaltung, überlassen. Das Werk der Revolution ist der Umsturz des Alten, wobei die Gewalt nicht entbehrt werden kann; dagegen ist für den Wiederaufbau ein sorgsames, gewissenhaftes Arbeiten unerläßliche Vorbedingung.

Das ist der große, verhängnisvolle Irrtum vieler Schichten des Volkes, daß sie an einer Revolution nur die eine Seite, den ganzen oder teilweisen Umsturz des Bestehenden sehen, daß sie aber für die andere Seite, die Neugestaltung der Dinge im Sinne einer höheren Ordnung, kein Verständnis haben. Eine Revolution erscheint ihnen als Selbstzweck, während sie in Wirklichkeit nur Mittel zum Zweck ist. Wie bei der Umwandlung eines alten, baufälligen Hauses in ein neues wohnlicheres Haus der Abbruch des